

Leseproben aus dem Buch  
„Wenn die Nerven nerven...“ von Hans-Albert Zimmer

I

Das regnerische und triste Winterwetter war Spiegelbild meiner derzeitigen Stimmungslage. Das Mittagessen konnte mich auch heute nicht begeistern. Ich stocherte lustlos mit der Gabel im Essen herum. Zwei, drei Bissen - das war's. Die habe ich auch nur gegessen, weil die Tabletten nicht auf nüchternen Magen eingenommen werden sollten. Meine Essensreste wurden auf meinen Wunsch hin nicht entsorgt, denn ich spekulierte darauf, dass sich vielleicht später der Appetit doch noch einstellen werde. Wir haben ja eine neue Mikrowelle.

Ich nahm die nächste Tablette ein und schlich ins Wohnzimmer, wo ich mich auf der bequemen Couch niederließ. Dort vermisste ich die gewünschte Wohltat und versuchte mein Glück im Sessel. Auch dort fand ich nicht zur gewohnten Behaglichkeit und wechselte wieder zurück auf die Couch. Dieses Spielchen wiederholte sich in Abständen von nur wenigen Minuten, wobei das Aufstehen mir immer mehr Mühe bereitete, das Hinsetzen hingegen mehr einem Hinplumpsen glich.

Wenn ich stand, traten Schwindelgefühle auf. Auch beim Gehen gab es Probleme, denn ich begann zu schwanken. Die Beine zittern anfangs leicht, was sich von Stunde zu Stunde steigerte. Ich stützte mich mit beiden Händen an den Möbeln ab, musste manchmal, um nicht zu stürzen, stehen bleiben und mich schnell wieder setzen. Bernhilde machte sich Sorgen und bat mich, dringend den Hausarzt anzurufen. Ich wollte das nicht, denn der hatte mich erst vor ein paar Stunden untersucht. Wäre ihm etwas Ernsthaftes aufgefallen, so hätte er mir dies nicht verheimlicht. Die Turbulenzen führte ich nach wie vor auf den Infekt, insbesondere auf das Antibiotikum zurück, dessen Beipackzettel Angaben über Schwindel und ähnliche Symptome enthielt. Alle weiteren Nebenwirkungen wie z. B. Nervenschädigungen, Körperlähmungen oder Atemstillstand hielt ich für ausgeschlossen, denn diese Folgen bezogen sich auf äußerst seltene Fälle. Die kamen, davon war ich überzeugt, bei mir nicht in Betracht, denn der Sechser im Lotto ist genau so selten und den hatte ich bisher auch nicht. Im Zusammenhang mit der Einnahme von Antibiotika traten bei mir höchstens mal Magen-Darm-Probleme mit leichten Durchfällen auf.

Ich fühlte mich müde und abgeschlafft. Ich ging davon aus, dass das mit meinen zuletzt schlaflosen Nächten zusammenhing. Deshalb wollte ich heute mal früher ins Bett gehen. Ich nutzte die Zeit bis dahin, um, wie es im Beipackzettel stand, viel Flüssigkeit zu mir zu nehmen.

Der Optimismus, den ich am Morgen noch hatte, wurde gegen Abend gedämpft, denn der Blaseninfekt hatte sich trotz der eingenommenen Filmtabletten keinen Deut gebessert. Die Schmerzen wurden nicht geringer, die Blasenreizung nahm sogar zu, denn schon die geringste Wassermenge in der Blase zwang mich zur Toilette. Als ich im Bett lag, schien sich die Situation etwas zu entspannen, denn vor Mitternacht musste ich nur zweimal das Bett verlassen, wobei mir der Weg dorthin immer beschwerlicher fiel: nachdem ich mit viel Mühe aufgestanden war, torkelte ich wie eine Besoffener durch das Schlafzimmer und musste mich am Bett und an den Wänden abstützen.

Was war nur los mit meinen Füßen? Sie fühlten sich eiskalt an. Ich spürte kaum noch den Kontakt zum Boden. Ausgerechnet meine Füße, auf die immer Verlass war, ob beim Fußballspielen oder zur Winterzeit als Bettwärmer für Bernhilde's kalte Beine. Kurz nach Mitternacht trat ich nochmals den beschwerlichen Gang zur Toilette an. Auf dem Rückweg hatte ich kaum noch Kraft und hangelte mich völlig erschöpft ins Bett. Meine Beine waren nicht mehr im Stande, mich zu halten.

Bernhilde hatte meine Toilettenbesuche mit besorgter Miene verfolgt. Ich hielt die Situation aber immer noch nicht für so dramatisch und war überzeugt, dass der Spuk bald enden werde: „Das Antibiotikum wird seine Wirkung schon noch zeigen.“ Bernhilde war da anderer Ansicht und beabsichtigte, einen Arzt zu rufen. Sie befürchtete Schlimmeres. Bernhilde hatte sich bereits vor einer Woche den heutigen Tag als Urlaubstag eintragen lassen, denn für sie standen wichtige Besorgungen und Termine auf dem Plan. Katrin und Thomas verließen wie üblich gegen halb acht die Wohnung und waren auf dem Weg zur Schule. Ich wollte an diesem Morgen noch etwas länger liegen geblieben, denn ich war krankgeschrieben und hatte während dieser Nacht kein Auge zugemacht.

Gegen 9 Uhr war meine Liegegeduld zu Ende. Ich wollte aufstehen. Obwohl ich alle meine Energien bündelte, kam ich nicht mehr hoch. In halber Sitzposition verließen mich meine Kräfte. Ich fiel auf das Bett zurück. Bernhilde verfolgte diesen Vorgang durch die halb geöffnete Tür und kam mir sofort zur Hilfe. Mit ihrer Unterstützung gelang es, mich zum Sitzen zu bringen. Es war eine unsichere Position, denn ich schwankte permanent auf der Bettkante hin und her.

Ich wollte mich hinstellen, doch das schaffte ich nicht. Meine Muskeln reagierten nicht. Meine Kräfte verpufften. Die Befehle der Hirnzentrale wurden nicht mehr umgesetzt. Irgendwo zwischen Kopf und Oberschenkel klaffte eine Lücke. Es war wie bei einer Modelleisenbahn: alle Schalter und Hebel werden bedient, aber auf den Gleisen bewegt sich kein Zug.

Ich war ganz klar im Kopf. Aber wieso gehen plötzlich einfache Bewegungen nicht mehr? Ein Schlaganfall schied meiner Meinung nach aus. Da gibt es andere Symptome. „Was könnte noch in Frage kommen?“, fragte ich mich. „Vielleicht ist ein Nerv eingeklemmt. Aber das lässt sich schnell beheben“, beruhigte ich mich.

Kam doch eine der beschriebenen seltenen Antibiotikum-Nebenwirkungen in Betracht? Eher nicht, denn das Penicillin griff bei mir in aller Regel nur den Darm an. In meiner jetzigen Situation war ich sogar glücklich, dass Nebenwirkungen dieser Art mich nicht auch noch aus dem Bett trieben.

Bernhilde lehnte es ab, mich zum Stehen zu bringen. Ich wäre wahrscheinlich sofort umgekippt. Da sie nicht mehr weiterwusste, griff sie zum Hörer und rief den Hausarzt an. Er konnte natürlich keine Diagnose stellen, sondern riet dazu, sofort die Notaufnahme des in unmittelbarer Nähe liegenden Krankenhauses aufzusuchen. Bernhilde forderte einen Krankenwagen an.

Ich saß immer noch völlig unsicher auf der Bettkante. Hätte ich den Telefonhörer in die Hand genommen, um mit meinem Hausarzt zu sprechen, wäre ich nach irgendeiner Seite umgekippt, schlimmstenfalls nach vorne gefallen. Es war ein Segen, dass Bernhilde heute Urlaub hatte. War es Vorahnung oder Fügung von oben?

In dieser Kleidung konnte ich unmöglich im Krankenhaus erscheinen. Daher bemühte sich Bernhilde, mir noch schnell den nagelneuen Trainingsanzug, Socken und Schuhe anzuziehen. Als sie fertig war, stand auch schon der Krankenwagen vor dem Haus. Meine Sitzposition auf der sehr schmal wirkenden Bettkante wurde immer bedrohlicher. Krampfhaft drückte ich beide Arme fest in die Matratze. Nur die oberen Extremitäten verfügten noch über Leben und Kraft, wovon ich in den Zehen, Füßen, Knien und Oberschenkeln nichts mehr spürte. Auch der Hüftbereich geriet so langsam außer Kontrolle. Ich fühlte mich auf einem großen Gymnastikball sitzend, wobei die Füße den Boden nicht berührten. Arme und Hände zitterten immer mehr. „Wie lange halten die mich noch in dieser Position, wann knicken meine Arme ein?“, fragte ich mich ängstlich.

Der Rollladen im Schlafzimmer war inzwischen hochgezogen so dass ich einen kurzen Blick nach draußen werfen konnte. Die kahle Birke im Garten des Nachbarn und die tiefhängende, graue Wolkenschicht über dem Weißhauswald - das passte bestens zu meiner momentanen Stimmung. Ein Bühnenbildner hätte die Szenerie kaum treffender darstellen können. Ich durfte immer nur für kurze Augenblicke aus dem Fenster schauen, danach musste ich mich wieder voll auf das Abstützen meines Körpers konzentrieren, weil die Hüfte merklich an Stabilität verlor.

Ich redete mir ein, dass dies alles ein schlimmer Traum sei. Aber wann und wie wird dieser enden? Wann wache ich endlich auf? Ob Traum oder Wirklichkeit – der Reaktionstest sollte das klären. Mutig hob ich die rechte Hand von der Bettkante ab und tippte mit dem Zeigefinger auf den linken Unterarm. Dabei drohte ich nach rechts zur Seite zu kippen. Es war kein Traum, denn ich spürte deutlich die Berührung am Arm. Also doch Realität.

Die bislang schmerzlosen Lähmungserscheinungen hatten sich unauffällig und unaufhaltsam von den Zehen ausgehend über die Knie und Oberschenkel bis zur Hüfte hochgearbeitet. Sie bedrohten nun den Oberkörper.

Mir wurde langsam mulmig. Nahte mein Exitus? Aber vielleicht war die Lage gar nicht so ernst, weil es nirgendwo schmerzte.

„Wenn es tatsächlich meine letzten Stunden sein sollten, dann erlebe ich einen sehr angenehmen Tod,“ dachte ich mir, denn alles verlief so harmonisch schleichend und vor allen Dingen schmerzlos. Ich malte mir aus, dass die Lähmungen wohl bald den Brustbereich und die Oberarme erreichen werden. Spätestens dann endet die Stützfunktion der Arme.

„Was kommt danach, der Hals, mein Kopf – Du meine Güte, hoffentlich davor der Krankenwagen!“

Noch verhielt ich mich relativ ruhig, von Panik keine Spur. Trotz meiner prekären Lage fürchtete ich mich nicht vor einem bevorstehenden Tod. Wenn ich jetzt in Panik gerate, dann dreht Bernhilde durch. Ihre Nerven lagen blank. Dies bekamen die Sanitäter zu spüren, die zwar schnell eintrafen, aber in aller Eile den für unser Treppenhaus geeigneten Tragesessel im Auto stehen lassen. Sie wurden daher mit einem kräftigen Anschiss empfangen. Den Sessel brachten sie sofort im Laufschrift hoch, wobei allerdings wertvolle Minuten verloren gingen, die mir am Ende eventuell fehlen könnten.

Die beiden Sanitäter wollten mich auf meine wackeligen Beine stellen und stabilisieren. Das war zwecklos. Ich knickte ein. Dann packten sie mich an den Armen und Beinen, hoben mich auf den Krankenstuhl und fixierten meinen inzwischen völlig aus meiner Kontrolle geratenen Körper mit einem Gurt. Über fast 40 Stufen ging es durch das schmale Treppenhaus abwärts zum Krankenwagen. Es war gewiss keine leichte Aufgabe für die Helfer, denn ich brachte um die 90 Kilo auf die Waage, weit entfernt von einem Idealgewicht. Mit 1,66 m Körpergröße war ich einfach zu klein für mein Gewicht.

Da wir keine Aufmerksamkeit erwecken wollte, baten wir darum, den Transport ohne Blaulicht und Martinshorn vorzunehmen, auch weil die Strecke zum Krankenhaus nur knapp 500 m lang war. Trotzdem fanden sich neugierige Leute, die sich hinter ihren Vorhängen und Gardinen versteckten. Als ich ihre Silhouetten wahrnahm, winkte ich ihnen trotz meiner kraftlosen Arme höflich zu, um anzudeuten, dass ich noch lebe.

Es war ein seltsames Gefühl, in einem Krankenwagen abtransportiert zu werden. Ich kannte zwar das geografische Ziel, wusste aber nicht, wohin diese Reise noch führen wird.

Nach wenigen Minuten erreichten wir die Notaufnahme. Die Sanitäter schoben mich in

einen engen, mit ganz einfachen Kunststoffvorhängen unterteilten Raum und lagerten mich auf ein bereitstehendes Notfallbett um. Kurze Zeit später betraten zwei jüngere Ärztinnen meine Box. Nach den üblichen Formalitäten erkundigten sie sich nach dem Einlieferungsgrund. Wir gaben an, dass innerhalb der letzten 12 Stunden massive Lähmungserscheinungen und Taubheitsgefühle in den unteren Extremitäten aufgetreten sind, die sich inzwischen permanent nach oben ausweiteten.

Erste Untersuchungen wurden eingeleitet. Eine der Ärztinnen, eine Neurologin, schöpfte bereits einen Verdacht und hielt gezielte neurologische Untersuchungen für zwingend erforderlich. Blutentnahme und eine Punktion des Rückenmarks (Lumbalpunktion) wurden angeordnet und durchgeführt. Letztere Maßnahme erwies sich als äußerst schmerzhaftes Angelegenheit. Nach erfolgter Punktion sollte ich zum Ausgleich des Flüssigkeitsverlustes und zur Vermeidung starker Kopfschmerzen viel trinken. Zwei Flaschen Mineralwasser besorgte man mir. Ich wollte den Schraubverschluss öffnen. Bei dieser Gelegenheit fielen mir die eckigen und unkontrollierten Bewegungen meiner Hände und Finger auf. Ich schaffte es nicht mehr, einfache Drehbewegungen zu vollziehen. Bernhilde öffnete die Flasche, die mir plötzlich tonnenschwer erschien und mir daher zum Trinken angereicht werden musste. Ich nippte einige Male, stellte aber das Trinken gleich ein, denn beim Schlucken traten Schwierigkeiten auf. Statt in die Kehle lief das Wasser wieder aus dem Mund heraus.

Bernhilde und ich hatten immer noch keine Ahnung, was sich in meinem Körper abspielte. Wir blickten uns ratlos an und bewahrten Ruhe, in der Hoffnung, dass bald die Auflösung kommen würde. Im Gegensatz zu den Morgenstunden war Bernhilde sehr gefasst. Vielleicht spürte sie, dass mir hier endlich geholfen wird. Mit großem Interesse verfolgte sie jeden Handgriff und wartete geduldig auf die Diagnose. Bernhilde erreichte inzwischen telefonisch unsere Kinder und teilte ihnen unseren derzeitigen Aufenthalt mit. Sie waren geschockt und kamen nach Schulschluss ins Krankenhaus. Ihnen fiel sofort auf, dass sich mein Gesicht gegenüber dem frühen Morgen total verändert hatte. Dies hatte Bernhilde bisher nicht bemerkt, weil sie sich ständig bei mir aufhielt und die schleichenden Veränderungen nicht bewusst registrierte.

Es folgten weitere zeitraubende Untersuchungen. Zuerst ging es zur Radiologie, wo meine Lungen durchleuchtet werden sollten. Ich war noch nicht an der Reihe, weshalb mein Bett auf dem Flur geparkt wurde. Meine Augen starrten permanent zur Decke. Ich begriff immer noch nicht, was sich in meinem Körper abspielte, glaubte aber immer noch, dass es nichts Ernsthaftes sein kann.

Während ich über mögliche Krankheiten nachdachte, stand plötzlich eine junge Dame mit weißem Arztkittel neben meinem Bett. Das lange, dunkle Haar, die Brille, die ganz vorne auf der Nasenspitze thronte, und das schmale Gesicht mit den Sommersprossen kamen mir bekannt vor. Da ich vor der Röntgenabteilung stand, konnte die Person nur Karen, unsere Bekannte, sein, die als Ärztin bei dieser Station arbeitet. Das war auch so. Karen fiel auf, dass ich Schwierigkeiten beim Sprechen hatte und schwer atmete.

"Hazi, wasch mascht denn Du hier? Isch wasch net in Ordnung? Was hascht denn?" schwäbelte sie. Als sie mich näher betrachtete, reagierte sie etwas nachdenklich. Ich schilderte ihr knapp, was sich seit dem Morgen ereignet hatte. Dabei merkte ich, dass ich zwischen den Worten immer wieder Atempausen einlegen musste. Karen war sprachlos. Vielleicht ahnte sie schon was, wollte es mir aber nicht sagen. Sie konnte nicht länger bleiben, da sie anderweitig dringend benötigt wurde. Im Übrigen kümmerge sich ihr Kollege gleich um mich. „Tschüss, mach´s gut, i meld´ mi wieder!“. Sprach´s und verschwand hinter einer der vielen Türen.

Ich kam bald an die Reihe. Die Röntgenaufnahmen waren schnell gemacht. Danach bekam ich Gelegenheit, das verzweigte unterirdische Wegenetz des Krankenhauses kennen zu lernen, denn die neurologische Abteilung „Camillus“, bei der ganz spezielle Untersuchungen vorgenommen werden sollten, befand sich in einem Nebengebäude. Da fiel mir wieder der Beipackzettel ein. Waren es am Ende doch die darin aufgeführten äußerst seltenen Nebenwirkungen von „Ciprobay“ oder war ich ein Opfer des gewaltigen Stresses der letzten Wochen?

Genau um 16.00 Uhr traf ich bei der Station ein, bei der ich in einem Dreibettzimmer untergebracht werden sollte. Als ich mich umsah, stellte ich fest, dass heute die Dämmerung bereits wesentlich früher als an den Tagen zuvor einsetzte, denn in dem Zimmer war es leicht düster. Trotzdem hatte man kein Licht eingeschaltet. Im Bett rechts neben mir, das im Moment verwaist war, vermutete ich einen etwas älteren Patienten, denn die Musik, die aus seinem Transistorgerät ertönte, war der Kategorie „Edelschnulzen“ zuzuordnen. Das tat weh, besonders in meiner jetzigen Situation. Wie werde ich das ertragen? Meine verwöhnten, feinfühligten Ohren waren ausschließlich auf SWR 1, den Sound der 60er und 70er Jahre, programmiert. Bernhilde schaute mich daher voller Mitleid an. Ich murmelte: "Hoffentlich muss ich hier nicht länger bleiben!"

Ich lag schon seit den Morgenstunden fast regungslos im Bett. Lediglich mein Kopf bewegte sich hin und her, wobei mir auffiel, dass meine Augen die Umgebung leicht verschwommen wahrnahmen, Tendenz zunehmend. Lag das an der Dämmerung, oder gab es da einen Zusammenhang mit den zunehmenden Lähmungen? Ich wollte das testen und meine Hände etwas entfernt vor die Augen halten. Da traf mich der nächste Schock. Trotz aller Bemühungen gelang es mir nicht, die Arme von der Bettdecke abzuheben. Sie schienen wie festgebunden oder sonst fixiert zu sein. Auch die einzelnen Finger reagierten nicht mehr. Dieser kleine Versuch war so anstrengend, dass starke Atemnot eintrat. Das kannte ich vom Sport, wenn ich völlig verausgabt eine Pause einlegen musste.

Jetzt realisierte ich, dass ich mich in einem äußerst kritischen, wenn nicht sogar lebensbedrohlichen Zustand befand. „Wie lange wird mein Geist noch funktionieren?“, fragte ich mich. „Da muss bald jemand kommen und mir ein Heilmittel in den Körper injizieren. Man kann mich doch jetzt nicht noch weiter untersuchen. Ihr müsst jetzt handeln, sonst sterbe ich gleich! Ich kann und darf meine Familie nicht so einfach im Stich lassen. Ich muss wieder gesund werden. Oh lieber Gott, lass alles nur eine Episode sein, lass mich wieder gesund sein. Ich bin noch zu jung, ich werde noch gebraucht!“

Wir mussten uns noch eine Zeit lang diese blöde Musik anhören. Danach wurde ich in einen engen, für meine Begriffe dunklen Raum geschoben. Gegenstände erkannte ich nur noch schemenhaft. Eine weißgekleidete Person, wahrscheinlich ein Arzt, saß vor einem Monitor, der zumindest diesem Bereich etwas Helligkeit spendete. Er erläuterte die vorgesehenen Untersuchungen und Messungen. Demnach wollte er den momentanen Zustand der Muskelaktivitäten (EMG, Elektromyografie) und die Leitgeschwindigkeit der Nerven (NLG) überprüfen. Die Hintergründe hatte er zwar dargelegt, aber diesen Ausführungen konnte ich nicht ganz folgen. Ich war müde und die Konzentration ließ merklich nach. Dennoch spürte ich die durch die Messung verursachten heftigen Schmerzen und zuckte bei jedem Stromimpuls zusammen.

Bernhilde und Katrin waren aufmerksame Beobachter und warteten gespannt auf ein Ergebnis, das der Arzt aber erst nach der Auswertung bekannt geben wollte. Er zog sich zunächst zurück.

Nach meinem Empfinden wurde es in dem Untersuchungsraum immer dunkler. Vielleicht

waren die Glühbirnen schwach. Oder ließen meine Augen nach? Kein Wunder, denn die schlaflosen Nächte und die vielen Untersuchungen hatten mich zermürbt. Ich war platt. Das Ergebnis der Messungen habe ich nicht erfahren oder vielleicht doch? Ich weiß es nicht. Ich lebte immer noch im Glauben, dass jeden Moment der große Chefarzt erscheinen werde, um das passende Mittel zu spritzen, das diesem ganzen Spuk im positiven Sinne ein Ende bereiten würde. Ich hoffte darauf, noch heute, spätestens aber morgen, das Krankenhaus aufrecht verlassen zu können. Hätte man bei mir Gravierendes festgestellt, etwa einen Herzinfarkt oder ein Organversagen, dann wäre ich auf der inneren oder kardiologischen Station gelandet. So waren es scheinbar nur einige Nerven, die verrücktspielten. Ich schwankte zwischen zwei Zuständen: entweder sofort gesund oder schmerzlos verstorben. Doch an Letzteres dachte ich eher nicht.

Nach einer Weile wurde ich in den Flur geschoben, wo es kaum heller war. Danach ging es weiter zu einem Lift, der uns in den Keller brachte. Die Beleuchtung hier unten war extrem schwach. Bernhilde und Katrin kamen mit. Sie gingen direkt neben dem Bett, redeten scheinbar mit mir, aber ihre Stimmen hörten sich ganz entfernt an. Ich konnte nicht verstehen, über was sie sich unterhielten.

Ich schaute sie an und versuchte, ihnen zuzulächeln, merkte aber, dass meine Augen ganz müde geworden waren. Ich sah nur noch schwache Silhouetten und atmete immer schwerer. Den Kopf konnte ich plötzlich nicht mehr zur Seite drehen. Dadurch verschwanden meine Begleiter ganz aus meinem Blickfeld. Meine Augen starrten nur noch zur Decke, wo ich die Versorgungsleitungen nur noch schemenhaft erkennen konnte. Alles andere um mich herum nahm ich nicht mehr wahr. Der Film war gerissen.

An das, was sich dann noch abspielte, kann ich mich nicht mehr erinnern ..... Angeblich führte ich mit Bernhilde und Katrin noch organisatorische Gespräche, erteilte detaillierte Anweisungen zur Steuererklärung, gab die PIN meines Kontos preis und zählte Themenvorschläge auf, die Bernhilde meinem Vertreter zur Gestaltung der am nächsten Tag anstehenden Arbeitsgemeinschaft mitteilen sollte. Den Friseurtermin bei Vinzenz in drei Tagen durfte sie auf keinen Fall absagen, denn bis dahin sei ich wieder fit und zuhause.

Im Gegensatz zu den Vorjahren hatte ich in diesem Jahr die Steuererklärung bereits vor Erhalt der Lohnsteuerbescheinigung bis auf das letzte I – Tüpfelchen unterschriftsreif vorbereitet. War dies Zufall oder innere Eingebung?

II.

Meine Lungen waren nicht mehr fähig, die lebenswichtige Sauerstoffzufuhr sicher zu stellen. Ich befand mich in akuter Lebensgefahr. Die Ärzte waren gezwungen, schnell zu handeln. Nach deren Bekunden sei ich zwar zu diesem Zeitpunkt noch ansprechbar gewesen, hätte auch noch adäquat reagiert und höchstpersönlich zugestimmt, das künstliche Koma einzuleiten.

Diese Fakten mögen zwar zutreffen, aber ich erinnere mich nicht mehr daran. Mein Gehirn hatte noch das eine oder andere registriert, aber es speicherte die Informationen nicht mehr ab. Die frischen Daten waren weg, was im normalen Leben oft geschieht, zum Beispiel bei einem Computerabsturz oder bei Alzheimer-Patienten.

Die Diagnose bezüglich meiner seltsamen Erkrankung wurde vielleicht in meiner Gegenwart verkündet, aber .... mein „Rechner“ war heruntergefahren. Ich befand mich in einer Grauzone, auf der Reise ins Nirwana.....

### *Auszug aus dem Arztbericht:*

#### *Anamnese*

*Am 30.01.2001 stellte sich Herr Zimmer notfallmäßig in der **Neurologie** im Hause vor mit Gangunsicherheit und Sensibilitätsstörungen aller Extremitäten. Klinisch zeigte sich ein **Guillain – Barre - Syndrom** mit rasch progredierender Tetraparese, Areflexie und zunehmender respiratorischer Insuffizienz, so dass der Patient am 31.01.2001 auf die **anästhesiologische Intensivstation** verlegt wurde.“*

Ich war immer für ganze Sachen. Das schien auch jetzt zuzutreffen. Daher kam für mich die normale Form dieser Erkrankung, die mit teilweisen Lähmungen einhergeht, erst gar nicht in Betracht. Ich zählte, anders wie der frühere Nationalspieler vom FC Bayern, Markus Babel, zu den wenigen erlesenen Patienten, die die schwerste Form des GBS bis hin zur Lähmung der Atemmuskulatur erwischt hatten. Die aktuelle Anschrift für meinen unbestimmt langen Zeitraum lautete ab jetzt „Theobald-Hospital, Nordallee, Station 1 b“.

Das künstliche Koma wurde eingeleitet.

#### *Arztbericht:*

*" bei zunehmender respiratorischer Erschöpfung in Narkose intubiert und unter Analgosedierung mit 40% Sauerstoff kontrolliert beatmet" .*

### III.

Nach einigen Wochen hatte sich mein Zustand stabilisiert. Die Krise war überwunden, so dass die Neurologen und Anästhesisten beschlossen, mich sanfter aus dem Koma erwachen zu lassen. Sie drosselten die Zufuhr meiner Narkosemittel (Dormicum, Propofol) und stellten diese bald ein. Allmählich wachte ich auf.

In den ersten Stunden nach dem Koma fehlte mir jegliche Orientierung. Ich wusste nicht, wo ich mich befand und was mit mir geschieht. Ich empfand alles grau und dunkel. Die diffusen Lichtverhältnisse erinnerten mich an den Raum, wo die schmerzhaften Nervenvermessungen durchgeführt wurden. Schatten von undefinierbaren Gegenständen huschten vorbei. Ich war nicht in der Lage, diese mit den Augen zu fixieren oder zu erkennen. Alles wirkte gespenstisch. Ich war der Überzeugung, in einem dunklen Abstellraum irgendwo zwischen hohen Regalen eingebettet zu sein.

In dieser Phase tauchte ich immer wieder in einen kurzen Dämmer Schlaf ein. Ist das Realität oder träume ich? Ich war total daneben, orientierungslos. Mir war zwar klar, dass ich hier irgendwo liege und schlafe, aber warum und wie lange schon? War ich im Himmel oder in der Hölle? Bin ich in einem neuen Leben?

Die Augenlider ermüdeten schnell und fielen nach wenigen Momenten wieder zu. Dann herrschte absolute Dunkelheit. Ich besaß nicht die Kraft, die Augenlider länger aufzuhalten. Mein Gehör funktionierte schon besser, allerdings eingeschränkt. Ich vernahm dumpf dröhnendes Stimmengewirr. Es klang hohl und weit entfernt.

Waren die Augen mehrere Sekunden offen, wurde mir sofort schwindelig. Ich hatte dann das Gefühl, kopfüber einen steilen Abhang hinunter zu rollen. Oft bildete ich mir ein, an einem offenen Fenster zu sitzen, aus dem ich gleich hinausfallen werde. Wenn die Augen für längere Zeit wieder zufielen, war die Gefahr gebannt und eine neue Traumphase setzte ein.

Der jetzige Zustand war instabil und aufregend. Es war keine schöne Zeit: ich war zwar wieder ins Leben zurückgekehrt, aber ich lebte in einer mir fremden Welt. Es war ein

Leben zwischen Traum und Wirklichkeit, bei dem ich nicht erkennen konnte, was das eine und was das andere war.

Je wacher ich wurde, desto mehr kamen Erinnerungen an teils aufregende Ereignisse, die sich während der letzten Zeit zugetragen haben mussten. Aber irgendwann merkte ich, dass es nur Träume waren, denn solch eine Fülle derart außergewöhnlicher Erlebnisse kann es in der Realität nicht geben. Es brauchte aber noch seine Zeit.

Die schlimmsten Träume in dieser Aufwachphase befassten sich vornehmlich mit Schlangen. Die Träume waren aufregend und brachten viel Unruhe, denn die Schlangen eroberten scharenweise jeden Winkel meines Körpers. Die glitschigen Tiere, die ich als Kind schon hasste, spürte ich am Rücken, im Mund, im Bauch und an den Beinen. Sie ließen mich einfach nicht in Ruhe. Ich war ständig mit ihren Attacken beschäftigt.

Die wachen Phasen nahmen zu und die Strukturen einiger Gegenstände in meiner Umgebung wurden erkennbarer. Das Deckenlicht erschien mir heller als noch vor Tagen. Allmählich realisierte ich, dass ich mich in einem technisch besonders ausgerüsteten Raum befand. „Aber wieso? Wo war ich hier? Warum liege ich nicht zuhause in meinem gewohnten Bett? Was sind das für seltsame Geräusche um mich herum?“, fragte ich mich. Dann erinnerte ich mich, dass man mich kürzlich in ein Krankenhaus eingeliefert hatte.

Jeden Tag nahm die Dauer meiner wachen Phasen zu. Die Fähigkeit, Dinge genauer wahrzunehmen, steigerte sich. Meine Besucher konnte ich etwas deutlicher erkennen. Die Verbesserung meines Allgemeinzustandes ermöglichte es, das eingeschränkte Besuchsrecht auf engste Freunde auszudehnen, die bereits seit längerem auf diesen Moment warteten. Sie durften sich allerdings nur kurze Zeit bei mir aufhalten, denn jeder Besuch war für mich eine körperliche Belastung. Ich wollte mit allen sprechen, aber das klappte einfach nicht. Scheinbar fehlte mir dazu die Kraft. Ich musste mich daher damit begnügen, den Gesprächen geduldig zuzuhören. Da dies immer viel Konzentration erforderte, war frühe Erschöpfung vorprogrammiert. Meist fielen mir die Augen zu. Dann schlief ich ein und begann zu träumen. Und immer wieder begegneten mir diese verdammten Schlangen.

Erwachte ich dann wieder, war ich total verwirrt. Das musste auch mein Freund Peter erleben, der mich als erster des erweiterten Kreises besuchte. Im Moment konnte ich ihn leider weder an seiner Stimme erkennen noch optisch wahrnehmen. Ich bemerkte lediglich einen Schatten in meiner Nähe, der sich hin und wieder bewegte.

An diesem Tag klagte ich unmittelbar nach einem Schlangentraum über massive Bauchschmerzen. Das konnten nur diese verflixten Schlangen sein, die weiterhin ihr Unwesen in meinen Körper trieben. Ich war es leid und wollte die Biester mit allen Mitteln vertreiben. Peter, den ich inzwischen identifiziert hatte, musste mir helfen. Ich versuchte, ihn auf die Zustände in meinem Bauch aufmerksam zu machen. Aber wie? Trotz aller Bemühungen brachte ich keinen Ton über die Lippen. Ich blinzelte mit den Augen, wurde hektisch und versuchte verzweifelt, durch Flüstern und Lippenbewegen etwas zu erklären.

Je mehr ich mich aufregte, desto mehr tobten die Schlangen in meinem Bauch. „Diese Biester sind doch bestimmt, wie man es bei Würmern praktiziert, mit speziellen Medikamenten zu bekämpfen“, dachte ich.

Peter sollte die Ärztin herbei rufen, mehr nicht. Aber er verstand das einfach nicht. Ich verzweifelte fast. Peter nahm sich viel Zeit. Kam er überhaupt mit meinem Geflüster, den bizarren Lippen- und Augenbewegungen zurecht? Na endlich! Peter meinte, dass er nun verstanden habe, was ich wollte. Er wandte sich sofort an die diensthabende Anästhesistin, die zufällig vor der geöffneten Tür stand. Peter sprach sie an und glaubte,



mich so verstanden zu haben, dass ich dringend ein Medikament wünschte, das bei mir zu Hause abzuholen sei.

Die Ärztin kam an mein Bett, auch weil die Geräte hinter dem Kopfteil Alarm schlugen. Wahrscheinlich hatte ich mich zu sehr aufgeregt. Die Präsenz der Ärztin gab mir Gelegenheit, ihr meinen Wunsch zu erklären. Aber vergebens. Auch sie wusste mit meinem Geflüster, Hauchen und der Mimik nichts anzufangen.

Ich brachte zwar einige kaum hörbare Worte hin, aber Buchstaben, die durch Atemluft und Zungenbewegungen erzeugt werden, kamen nicht zustande. Das wichtige Wort „Schlange“ war ein solches Wort. Es gab auch kein Alternativwort für „Schlange“. Vielleicht „Wurm“, aber auch dieses Wort blieb im Versuch stecken.

An diesem Tage fragte ich mich erneut, weshalb ich nicht sprechen konnte. Wieso kommt keine Luft aus meinem Mund? All meine Bemühungen, irgendeinen Wunsch zu äußern, schlugen fehl. Ich war fix und fertig, gestresst. Peter war enttäuscht, dass er mir nicht helfen konnte. Hatte er Zweifel an meinen geistigen Fähigkeiten?

Einen Tag später kamen meine Eltern zu Besuch. Wieder gab es Probleme mit der Verständigung. Vater und Mutter stellten sich wie gehabt rechts und links neben dem Bett auf. Mein Vater interessierte sich auch dieses Mal vornehmlich für die aktuellen Messdaten.

Währenddessen verspürte ich großen Durst und hätte gerne etwas Flüssiges zu mir genommen. Mein Mund war total ausgetrocknet. Da meine Eltern mein Geflüster nicht verstanden, versuchte ich, sie mit Augen – Lippenmimik auf meinen Wunsch aufmerksam zu machen. Ich rollte die Augen nach oben und nach unten, presste die Lippen zusammen und öffnete immer wieder den Mund. Die Lippenbewegungen erzeugten ein kaum hörbares "ba..ba..ba..ba..".

Meine Eltern waren sich zwar sicher, dass ich ihnen etwas mitteilen wollte, aber ihre Interpretationen entsprachen nicht im Entferntesten meinem Wunsch: mein Vater entnahm meiner Gestik, dass er mal einen prüfenden Blick auf die hinter mir aufgestellten Geräte werfen sollte. Er rückte seine Brille zurecht, näherte sich den Geräten und teilte beruhigend mit, dass alle Werte in Ordnung seien. Meine Mutter hatte eine andere Deutung parat: „Ist ja gut, gleich hast du wieder Ruhe, wir fahren ja bald!“ Sie wandte sich an meinem Vater: „Albert, komm, wir nehmen den nächsten Bus!“ Sie verabschiedeten sich höflich und verließen wortlos das Zimmer. Ich hatte ein schlechtes Gewissen, denn ich war der Überzeugung, meine Eltern zum Verlassen des Zimmers aufgefordert zu haben.

Bernhilde, die mich kurz danach besuchte, konnte mir auch nicht weiterhelfen. Sie zuckte ratlos mit den Schultern und streichelte meine Hand, was ich zwar optisch wahrnahm, aber nicht spürte.

In dieser Phase schien mich niemand zu verstehen. Ich regte mich auf, wenn trotz meiner Anstrengungen niemand auf meine Wünsche einging. Diese Situationen ließen den Blutdruck sofort rasant ansteigen, was den Apparaten nicht verborgen blieb, denn die fielen gleich in den Alarm - Modus. Die Pflege, die nie lange auf sich warten ließ, konnte mir kaum helfen, sorgte aber dafür, dass die nervigen Alarmgeräusche schnell verstummten.

Ich war zu dieser Zeit mental am Boden, vielleicht noch tiefer: „Versteht denn niemand, dass ich Durst habe?“

Ich erinnerte mich an einen Traum während meiner Komazeit, als ich bei der Suche nach einer schattigen Wasserstelle stundenlang durstig durch einen dunklen, endlosen Wald irrte. Wie eine Fata Morgana sah ich in der Ferne einen schwebenden Tonkrug, der mit sprudelndem Wasser gefüllt war. Leider blieb er für mich unerreichbar.

Sollten es noch weitere Tiefschläge geben? Ich hatte doch das Gefühl, dass es körperlich aufwärts ging: ich konnte die Augen länger geöffnet halten, weil die lästigen Schwindelattacken nicht mehr so früh auftraten. Wenn sie dennoch kamen, waren sie bei weitem nicht mehr so heftig. Ich schaffte es, einige Minuten über die dicke Bettdecke hinweg zur gegenüberliegenden Wand zu blicken. Irgendwann schwächelten die Augenlider. Dann wurde es trüb und dunkel um mich herum. Das Umfeld wirkte wieder fremd und verschwommen. Nach einer Ruhepause von einigen Minuten unternahm ich neue Sehversuche.

Im Moment war ich neugierig. Ich wollte über meine Umgebung mehr erfahren. Daher waren meine Augen ständig auf Entdeckungstour. Ich kannte im Übrigen immer noch nicht den Grund des Aufenthalts in dieser Umgebung. Ich konnte mich auch nicht erinnern, dass mir das jemand erzählt hatte. Vielleicht hatte man mich darüber aufgeklärt; mag sein, dass ich es wieder schnell vergaß. Ein Nachfragen war zwecklos, denn niemand konnte mich verstehen.

#### IV.

Zweihundert Tage befand ich mich inzwischen bei der Intensivstation und hatte schon einiges erreicht: den Kopf konnte ich nach allen Seiten bewegen. Die Beweglichkeit von Oberarm und Schulterbereich hatte sich enorm verbessert, auch die Kraft legte zu. Leider waren meine Hüften noch sehr instabil. Eine freie und sichere Sitzposition war noch nicht zu erreichen. Unterarme, Hände, Finger sowie die Beine waren teils noch ganz gelähmt und wurden nur passiv bewegt. In diesen Bereichen waren die Nervenummhüllungen am schwersten betroffen.

Noch vor Wochen traten bei den Therapien, auch bei passiven Bewegungen, starke Schmerzen auf. Das hatte sich inzwischen gelegt, da bestehende Atrophien (Muskel- und Sehnenabmagerungen) im Wege der Krankengymnastik oder Ergotherapie beseitigt werden konnten. Geholfen hatten auch die Lagermethoden der Pflege.

Die Eigenatmung klappte immer besser, so dass man es verantworten konnte, das Beatmungsgerät nach dem Frühstück abzuschalten und erst wieder vor dem Abendessen in Betrieb zu nehmen. Das waren immerhin neun Stunden. Das Gerät reagierte inzwischen auf den Atemrhythmus, den ich vorgab. Für eine Entfernung der geblockten Kanüle war es aber noch zu früh, da ich noch nicht rund um die Uhr komplikationslos atmen konnte.

Die Gefahr, mich bei den Mahlzeiten zu verschlucken, bestand nicht mehr. Die Speisen wurden in mundgerechte Bissen vorbereitet und angereicht. Pürierstab und Fleischwolf hatten endlich ausgedient. Dennoch blieb mir für den Fall aller Fälle die Magensonde erhalten.

Norbert, einer unserer Bekannten, war Chefkoch der Krankenhausküche. Er besuchte mich hin und wieder. Beim letzten Besuch versprach er, für mich ein Essen meiner Wahl zu kochen. Das Angebot nahm ich sofort an und bestellte für den nächsten Tag eine Pizza, belegt nach meinen Wünschen. Eine Pizza hatte ich schon seit Ewigkeiten nicht mehr

gegessen – oder doch? Dann aber als undefinierbares Püree.

Meinem Wunsch wurde entsprochen. Ein riesiger Fladen, jeder Bissen ein Genuss! Dem Pfleger, der die Pizza in mundgerechte Stücke teilte und mir anreichte, lief das Wasser im Mund zusammen. Zu gerne hätte er diese Pizza selbst verzehrt. Dazu hatte er bald Gelegenheit, denn ich war schnell satt. Da blieb noch einiges übrig. Eine Schwester und der Pfleger machten sich über den Rest dieser üppig belegten Riesenpizza her und bedankten sich hinterher bei mir.

Wenige Tage später hatte ich Lust auf einen bunten, frischen Salat. Auch diesem Wunsch wurde entsprochen. Norbert schickte mir eine große Salatplatte, von der ich knapp ein Viertel schaffte. Den Rest teilte das Pflegepersonal unter sich auf und beriet mich „uneigennützig“ bei der Auswahl des nächsten Menüs.

Da die normale Nahrungsaufnahme überhaupt keine Probleme mehr bereitete und Komplikationen nicht mehr zu erwarten waren, kam ein Internisten-Team nach eingehender Untersuchung zu dem Ergebnis, dass die Magensonde endgültig entfernt werden könnte. Das sollte schon eine Woche später erfolgen.

Eine halbe Stunde vor dem Termin erschien ein Pfleger der Inneren Abteilung mit dem Instrumentenwagen. Er klärte mich über den bevorstehenden Eingriff auf: zunächst werde man den Schlauch, der zur Sonde führt, knapp über der Bauchdecke durchtrennen. Anschließend entferne man die Sonde. Dazu müsse ich wie bei einer Magenspiegelung einen Schlauch schlucken. Am Endoskop, das durch diesen Schlauch geschoben wird, sei eine Mini-Greifzange befestigt, mit der die Sonde gefasst und aus dem Magen gezogen wird.

Nach seinen ausführlichen und jederzeit nachvollziehbaren Erläuterungen fand er noch einige beruhigende Worte für mich: "Sie brauchen keine Angst zu haben. Ich und mein Arzt sind ein geniales Team mit viel Erfahrung. Die ganze Aktion wird maximal zehn Minuten dauern. Danach haben Sie wieder Ruhe. Komplikationen gab es bisher noch nie, auch bei Ihnen sind solche nicht zu erwarten. Bisher hat es immer beim ersten Versuch funktioniert. Sie wären der erste, bei dem das nicht gelingen würde."

Der Pfleger war von sich und seiner Arbeit total überzeugt. So, wie er auftrat, hätte man glauben können, er sei der ungekrönte Chefarzt der Innere Abteilung.

Mit leichter Verspätung traf der Oberarzt ein. Das „Mini-Team“ legte gleich los. Es lief alles wie am Schnürchen. Das Schlucken des Schlauches, wovor ich den größten Respekt hatte, klappte einwandfrei. Der Oberarzt schaute konzentriert durch das eingeführte Endoskop und bewegte vorsichtig die Verstellerschraube an der Optik. Mit einem beruhigenden „Sooo....“ richtete er sich erleichtert auf und zog ganz vorsichtig den Schlauch samt Endoskop aus dem Magen.

„Gute Arbeit“, dachte ich mir und blickte zur Wanduhr. Dieser Eingriff dauerte sogar weniger als zehn Minuten! Die Operateure waren zufrieden.

Dann schauten sie sich den Greifarm des Endoskops, der soeben meine Lippen passierte, genauer an. Plötzlich herrschte Stille. Die Akteure blickten sich ganz erstaunt an und stellen fest, dass der Greifarm nichts in seinen Fängen hielt. Das war für beide, gemessen an ihrer bisherigen Statistik, ein Griff in den Klo.

Zuerst äußerte sich der Pfleger: "Das kann doch nicht sein! Wo ist denn die Magensonde abgeblieben?" Vorsichtshalber durchsuchten beide intensiv das Kopfkissen und den oberen Bereich des Bettes. Die Sonde blieb verschwunden. „So etwas hat es in unserer bisherigen langjährigen Praxis noch nie gegeben“, konstatierte der nervös gewordene Pfleger. Der Oberarzt schwieg. Scheinbar hatte es ihm die Sprache verschlagen. Auch ich wurde nervös, weil irgendwo in meinem Bauch eine herrenlose Sonde umherirrte, die

möglicherweise noch Komplikationen verursachen kann. Die beiden Strategen, Ähnlichkeiten mit Stan Laurel und Oliver Hardy waren rein zufällig, beruhigten mich und versicherten mir, dass absolut nichts passieren kann. Alles Wenn und Aber half nichts: ich musste den Schlauch nochmals schlucken, was mir diesmal schwerer fiel und mit Schmerzen verbunden war. Das muntere „Sonden – Fischen“ fand seine Fortsetzung. Es erinnert mich an das in meiner Kindheit beliebte „Angelspiel“. Wieder blickte der Oberarzt durch das Okular. Er machte hierbei alles andere als einen souveränen Eindruck, denn ich erlebte jetzt zum ersten Mal, wie die Hände eines mich behandelnden Arztes zitterten.

Nach für mich langen Minuten hatte man offenbar das Objekt geortet und dingfest gemacht. Der Greifarm hatte die Sonde fest im Griff, wovon sich beide Herren mit einem prüfenden Blick durch das Endoskop überzeugten. Der Schlauch wurde vorsichtig herausgezogen. Die Mienen erhellten sich: die Sonde hing tatsächlich am Haken. Alle waren erleichtert.

Nach etwa einer Stunde verließ der inzwischen kleinlaut gewordene Pfleger, den Gerätewagen hinter sich herziehend, das Zimmer. Kreidebleich und mit etlichen Schweißperlen auf der Stirn trottete der Oberarzt hinterher.

Noch lange hatte ich Schmerzen im Magen, aber auch im Rachen, wo die Schleimhäute sehr gereizt waren.

## V.

Zwei Tage nach dem Nikolausabend suchten mich gleich vier Damen auf: die Oberärztin, die Stationsärztin, die Psychotherapeutin und die Logopädin. Die Oberärztin, eine Frau weniger Worte, trat als Sprecherin des Quartetts auf und gab nach gewohnter emotionsloser Begrüßung den Grund des Besuchs bekannt: eine wichtige Angelegenheit wollte man vor den Festtagen noch erledigen, nämlich die komplette Entfernung meiner Kanüle. Ich sei inzwischen in der Lage, auch ohne Kanüle sicher zu atmen. Die Gefahr, dass beim Atmen Probleme auftreten könnten, sei nicht mehr gegeben. Sie wies mich noch darauf hin, dass sich nach dem Entfernen der Kanüle die Haut rund um den Luftröhrenschnitt binnen weniger Minuten schließen und zuwachsen werde und dieser im Falle von Komplikationen nur noch operativ wiederhergestellt werden kann.

Die Logopädin wurde angewiesen, gezielte Atemübungen durchzuführen, das Volumen der Atemluft zu messen und die Atemmuskulatur zu trainieren. Bei der normalen Atmung werde sowieso die Muskulatur mehr gefordert und könne sich daher noch schneller aufbauen.

Ich sah die Vorteile, stand aber dem Projekt skeptisch gegenüber, denn vor einigen Tagen hatte die Logopädin mit einem Testgerät mehrere Versuche unternommen. Hierbei sollte ich drei kleine Plastikbällchen, die auf dem Boden dreier miteinander verbundener Glasröhren ruhten, durch Ansaugen zum Schweben bringen. Das schaffte ich aber nie. Bei jedem Versuch verfärbte sich mein Gesicht knallrot. Meine Luft reichte gerade mal aus, um eine der Kugel zum Vibrieren zu bringen. Die anderen Kugeln rührten sich nicht und wirkten wie festgeklebt. Weitere Versuche musste ich vorzeitig abbrechen und längere Verschnaufpausen einlegen.

Thomas und Katrin waren Zeugen meiner Bemühungen und zeigten mir, wie es richtig funktionieren kann: ein kurzes, müheloses Ansaugen reichte, um gleich alle drei Kugeln bis zum oberen Röhrenabschluss zu befördern.

Ich erinnerte mich an meinen früheren Bettnachbarn Bairam, der, bevor dessen Kanüle entfernt wurde, zwar nur zwei Kugeln bis zum Anschlag beförderte, aber das bereits im ersten Versuch. Nachdem sein Luftröhrenschnitt zugewachsen war, quälte er sich

wochenlang mit großen Atemprobleme herum.

„Bairam schaffte auf Anhieb zwei Kugeln und hatte trotzdem große Probleme beim Atmen. Ich bringe nichts zustande. Das kann nur schiefgehen“, sagte ich mir. Ich hatte größte Bedenken, besonders im Hinblick auf die eine Nacht, in der ich fast am Schleim erstickte. Für mich kam der Vorstoß zu früh. Ich brachte meine Bedenken am nächsten Tag vor und bat die Ärztinnen, das Projekt nochmals zu überdenken und vorerst zurückzustellen, denn ich wollte Weihnachten noch lebend verbringen. Das Damen-Quartett war nicht zu überzeugen. Ihr Beschluss stand fest: die Kanüle kommt raus! Die Damen brauchten nur noch meine Einwilligung. Aber heute war Freitag. Am Wochenende hätte man sowieso die Kanüle nicht gezogen. Daher ließ ich mir noch Zeit mit der Einwilligung.

Die geballte Frauen-Power blieb dran und stand am Montagmorgen wieder auf der Matte. Ich erteilte schließlich mein Einverständnis dahingehend, dass die Kanüle am Mittwoch, dem 12.12., 12.30 Uhr, gezogen werden sollte. Mit dieser Lösung gaben sich die Damen endlich zufrieden.

Am gleichen Tag intensivierte die Logopädin die Atemübungen, wobei sie mich in den Zustand versetzte, der in Kürze endgültig sein sollte: der Sprecheinsatz der Kanüle wurde entfernt und durch einen zusammengerollten Wattetupfer ersetzt. Damit war der Luftröhrenschnitt verschlossen, was zur Folge hatte, dass die ausgeatmete Luft nur durch den Mund oder die Nase entweichen konnte. Die Außenkanüle durfte bei diesen Übungen nicht entfernt werden, weil sonst das Zuwachsen des Luftröhrenschnitts begünstigt worden wäre. Die Atemübungen dauerten anfangs knapp fünf Minuten. Dann traten, besonders beim Einatmen, ernsthafte Probleme auf. Ich spürte Beklemmungen und hatte das Gefühl, als würde man mir den Hals zubinden. Die Atmung wurde hastiger, kalter Schweiß stand auf meiner Stirn, der Puls raste.

Die Logopädin, die sich permanent in meiner Nähe aufhielt, beobachtete diese Entwicklung und entfernte frühzeitig den Wattedopf. Nach einem tiefen Seufzer regulierte sich die Atmung wieder von selbst. Ähnliche Gefühle kannte ich noch von der Intensivstation her, als bei Atemübungen das Beatmungsgerät ausgeschaltet wurde. Damals war die Kanüle noch offen, also nicht wie jetzt mit Watte gefüllt.

Am Dienstag, also einen Tag vor dem geplanten Eingriff, war „Generalprobe“. Mit abgedichteter Kanüle und unter größten Anstrengungen atmete ich immerhin 30 Minuten lang. Hinterher war ich fix und fertig. Mit dieser Atemdauer war ein gesundes Überleben nicht garantiert.

Je näher die Stunde „X“ kam, desto nervöser wurde ich. Ich grübelte ständig und konnte vor lauter Aufregung nicht schlafen. Von dem, was am nächsten Tag passieren sollte, war ich nicht überzeugt. Hatte ich am Montagmorgen mein eigenes Todesurteil abgenickt? Meiner Meinung nach konnte die Sache nicht gutgehen. Ich hielt den Eingriff zum jetzigen Zeitpunkt für verfrüht und lebensbedrohlich. Musste ich das Risiko überhaupt eingehen? Gab es noch ein Zurück?

Die Psychotherapeutin hatte Verständnis für meine Haltung. Sie versuchte mich zu überzeugen, indem sie mir klarmachte, dass eine Kanüle ein Fremdkörper im Halse sei, der das Volumen in der Luftröhre beeinträchtigt und die Luftmenge reduziere, also ein künstliches Hindernis bei der Atmung darstelle. Bei mir mache die Luft große Umwege, was die Atmung physikalisch erschwere. Sobald die Kanüle entfernt sei, stünde mir ein größeres Luftpotential zur Verfügung.

Das klang zwar logisch, doch mir fehlte der Glaube. Ich hatte kein gutes Gefühl, konnte aber anscheinend den Eingriff am Mittwoch nicht mehr verhindern. Die Psychotherapeutin stufte meine Bedenken als reine Kopfsache ein. Ich hätte mögliche Gefahren dermaßen verinnerlicht, dass sie nicht mehr auszuschalten seien.

Ich hielt es nicht für ein psychisches Problem, denn ich wäre der glücklichste Mensch, wenn die Kanüle endlich weg wäre. Für mich waren es anatomische Probleme, die eine störungsfreie, natürliche Atmung im Moment noch nicht ermöglichten. Irgendetwas im Kehlkopf war nicht normal, aber was?

Das Thema beschäftigte mich die ganze Nacht. Für mich stand fest, dass der Zeitpunkt dieses Eingriffs verfrüht sei. In meinem Kopf stimmte alles, aber nicht in meinem Kehlkopf, oder bildete ich mir das nur ein? Vielleicht lag es einfach daran, dass über elf Monate die normalen Atemwege nicht mehr benutzt wurden und deshalb eine Art Entwöhnung eingetreten war.

Ich sah mich dennoch gezwungen, das meiner Meinung nach hohe Risiko einzugehen. Für den Fall, das etwas schiefgehen sollte, war ich nirgendwo besser aufgehoben als hier im Krankenhaus. Ich durfte mich nicht als Angsthase outen und kneifen! Klappt alles, dann feiert man mich als großen Helden, wenn aber alles in die Hose geht, bin ich der Depp.

Meine Gedanken drehten sich stets im Kreise. Ich fand keinen Schlaf und wäre trotzdem froh gewesen, die heutige Nacht hätte länger gedauert. So aber rückte die Stunde „X“ unaufhaltsam näher.

Der Morgen begann mit der üblichen Morgentoilette. Auf das Bereitstellen des Frühstücks hätte man verzichten können, denn ich hatte keinen Appetit. Die für heute angesetzten Therapien wurden abgesagt. Ich musste ausgeruht und voll konzentriert den Eingriff angehen. Es lagen noch genau vier Stunden vor mir. Diese Zeit verbrachte ich nur mit Grübeln. Mir fiel wirklich nichts Besseres ein.

Punkt 12.30 Uhr erschien ein erweitertes Damen-Quartett, weil man die Oberärztin der Intensivstation zusätzlich noch hinzugezogen hatte. Es war bekannt, dass ich dieser Ärztin besonders vertraute und deren Anwesenheit für meine Psyche wichtig sei. Bei diesem Aufwand und den getroffenen Vorbereitungen hätte man leicht an eine bevorstehende schwere Herz-OP denken können.

Alle warteten gespannt auf mein letztes Wort. Die Psychotherapeutin machte mir nochmals klar, dass meine Ängste reine Kopfsache seien. Ich fand dies ganz logisch, denn schließlich gehört der Kehlkopf ja auch zum Kopf.

"Was passiert, wenn das mit der Atmung nicht wie von Ihnen beschrieben klappt und das Tracheostoma total zugewachsen ist?", fragte ich noch einmal mit zittriger Stimme.

"Wir alle können Sie beruhigen, denn das wäre das erste Mal, dass solch eine Maßnahme in unserem Hause misslänge," meinte die Psychotherapeutin. Genau diesen Satz benutzte das Internisten-Team vor der Entfernung der Magensonde. Sollte ich wieder einen Reinfall erleben, diesmal allerdings mit ernsthafteren Folgen?

Ich grübelte weiter und bat abermals um etwas Geduld. Nach wie vor überwog meine Skepsis, andererseits wollte ich nicht als Feigling in die Annalen eingehen. Fünf Paar Augen starrten seit einiger Zeit gespannt auf meine Lippen und erwarteten endlich ein Ja“, so wie vor dem Standesbeamten. Ich war innerlich immer noch nicht sortiert. Noch nie hatte ich eine Entscheidung so lange hinausgezögert. Langsam tendierte die Waage zu „Ja“.

Mir fiel dann noch etwas ganz Wichtiges ein. Ich dachte gerade an wichtige Vorschriften, die, um sich nicht straf- oder haftbar zu machen, von den Ärzten einzuhalten sind. Seit der Komazeit stand ich nämlich unter Betreuung, so dass bei jedem ärztlichen Eingriff der Betreuer eingebunden werden musste. Bernhilde hatte bisher noch nicht ausdrücklich ihr Einverständnis erklärt. Aber allen war bekannt, dass Bernhilde das Amt des Betreuers von Anfang an hasste. Daher wurden Einwilligungen, die nach dem Koma erforderlich waren, von mir persönlich getroffen und akzeptiert. Keiner zweifelte an meinen geistigen

Fähigkeiten, die Notwendigkeit wichtiger Maßnahmen zu erkennen und über sie auch zu entscheiden. Sollte ich plötzlich selbst an meinem Geiste zweifeln und stur auf den Buchstaben des Gesetzes beharren? Das würde mein hochgelobtes Selbstbewusstsein in Frage stellen.

Noch immer starrten mich fünf Augenpaare erwartungsvoll an. Es war totenstill im Zimmer. Den Nachbarn hatte man vorsorglich für zwei Stunden ausquartiert. Nur das nervige Krächzen zweier permanent um den Balkon kreisender Dohlen störte die gespenstische Stille. Witterten die Vögel bereits Morgenluft?

Ich musste mich jetzt zu einer Entscheidung durchringen und tat dies auch: "Sie dürfen beginnen, ich bin bereit!", waren die erlösenden, vielleicht auch die letzten mit Hilfe der Silberkanüle ausgesprochenen Worte. Die langen regungslosen Augenlider der Damen entkrampften, die Augen schauten wieder etwas zufriedener. Das tiefe Ausatmen und das Absenken der Schultern signalisierten das Ende der Spannung. Alle schauten sich sichtlich erleichtert an. Ihren Lippen konnte man es ablesen: "Na endlich!"

Es war inzwischen 13.10 Uhr. Die junge Logopädin und die Stationsärztin schritten zur Exekution und lösten das Halteband an der Kanüle. Danach zog die Stationsärztin ganz vorsichtig die Silberkanüle aus dem Luftröhrenschnitt heraus. Das war für mich nichts Neues, denn das geschah täglich anlässlich der Reinigung der Kanüle, die aber danach direkt wieder eingesetzt wurde. Heute war dem nicht so. Das Tracheostoma wurde desinfiziert, mit Kompressen abgedeckt und mit einem Pflaster überklebt. Insoweit lief alles nach Plan. Die Luft zirkulierte normal. Als die Kompresse komplett zugeklebt war, fiel mir das Atmen nicht mehr so leicht. Noch glaubte ich, dass das auf die momentane Mundtrockenheit und die ganze Aufregung zurückzuführen sei. Ans Sprechen dachte ich noch nicht, musste das aber zwangsläufig tun, weil die Logopädin mich mit Fragen überhäufte. Ich merkte hierbei, dass die neue Art des Sprechens großen Kraftaufwand erforderte, wesentlich mehr als noch vor einigen Minuten. Viele Worte kamen erst nach wiederholtem Einatmen zustande. Der Clip am Zeigefinger zeigte allen die momentane Sauerstoffsättigung des Blutes an und sollte bei einem Absinken der Sättigung unter 94% sofort Alarm auslösen. Das Gerät schwieg. Alles war im Lot. Im Moment lag der Wert sogar bei 98%. Daraufhin meinte die Oberärztin etwas ironisch, dass ein gesunder Nichtraucher solch einen Werte nie erreichen kann. Für mich also kein Grund zur Panik. Das Damenensemble verließ erleichtert den Raum.

Die Pflege reinigte die Silberkanüle, verpackte sie steril und übergab sie mir als bleibende Erinnerung. Die Logopädin erteilte noch einige Tipps und riet mir, die Sache ganz locker anzugehen. Zur Entspannung las sie mir eine Geschichte vor. Die angenehme Stimme und die Melancholie ihres Vorlesens hätten mich an jedem anderen Tag in einen tiefen Schlaf versetzt, aber heute funktionierte das nicht, denn ich kämpfte innerlich immer noch mit dem Pro und Kontra meiner Entscheidung. Im Übrigen konzentrierte ich mich voll auf die Atemzüge, die mir schwerer und schwerer fielen. Mein Hemd war schon ganz nass vom Schweiß.

Nachdem die Logopädin einige Seiten vorgetragen hatte, fiel ihr auf, dass ich überhaupt nicht zuhörte. Sie wechselte daher das Medium, setzte mir Kopfhörer auf und versuchte, mich mit sphärischer Musik aus einem kleinen Kassetten-Recorder zu beruhigen. Doch auch die sonst wohltuende Musik konnte mich nicht ablenken. Am späten Nachmittag erschien Bernhilde. Sie freute sich natürlich, dass die Kanüle endgültig der Vergangenheit angehörte und sah in diesem Zustand einen weiteren

Fortschritt. Nach einer Weile kamen ihr aber erste Zweifel, denn sie merkte, dass mir die Atmung erhebliche Probleme bereitete. Beim Einatmen entstanden erneut diese furchtbaren krächzenden Töne und Seufzer. Das ging ihr unter die Haut. Sie wurde nervös und hatte Angst um mein Leben. Drohte mir, was ich vor Tagen befürchtete, der Erstickungstod?

An diesem grauen und stressigen Mittwochnachmittag sehnte ich die Nachtruhe herbei. Der Eingriff hatte mich sowohl psychisch als auch physisch arg gebeutelt. Ich war erschöpft. Ich wollte nur noch meine Ruhe. Das Abendessen ließ ich ausfallen. Gegen 20.00 Uhr war ich tatsächlich eingeschlafen.

Leider hielt mein Tiefschlaf nur bis Mitternacht an. Ich wachte auf und bekam es mit der Angst zu tun: die Atemzüge wurden kürzer und hektischer, das Krächzen und die Zwischentöne lauter. Ich spürte Beklemmungen im Brustbereich. Mein Schlafanzug war inzwischen klatschnass.

Da die Heizung sich um Punkt 22.00 Uhr automatisch ausschaltete und die schlecht isolierten Fenster das Eindringen der kalten Außenluft nicht verhindern konnten, sank die Raumtemperatur relativ schnell um etliche Grad. Ich fröstelte vornehmlich an den Körperstellen, die vom Bettzeug nicht ganz bedeckt waren. Mein Nachbar tat mir leid, denn mein Stöhnen und Krächzen brachten ihn um seinen Schlaf.

Die Ängste wurden größer, als der Clip am Finger Alarm meldete: ein Indiz dafür, dass der Sauerstoffgehalt in meinem Blut die Norm unterschritten hatte. Die Luft, die ich einatmete, reichte nicht mehr aus, um mein Blut ausreichend mit Sauerstoff zu versorgen. War das der Anfang vom Ende?

Pfleger Andreas, der auf den Alarm sofort reagierte, führte die schlechten Werte auf die allzu trockene Raumluft zurück. Er stellte einen Luftbefeuchter neben mein Bett und setzte die Alarmschwelle auf 92% herunter. Er war der Ansicht, dass der bisherige Wert viel zu hoch festgesetzt wurde.

Die von Andreas eingeleiteten Maßnahmen, insbesondere die Befeuchtung der Raumluft, schienen zu helfen, denn die Atmung beruhigt sich. Ich schlief bald wieder ein. Vielleicht war es doch meine Psyche, die für Ängste und Beklemmungen sorgte.

Eine Stunde später war ich wieder wach. Ich hörte mein krächzendes Stöhnen. Das Sauerstoff - Messgerät hatte sich noch nicht gemeldet. Im Display wurden knapp über 92% angezeigt. Mit viel Mühe hob ich den Kopf leicht an und legte ihn auf dem Ballon der Alarmklingel "treffsicher" ab.

Pfleger Andreas, der sofort zu mir eilte, hielt die Raumluft immer noch für zu trocken und verstärkte den Nebelausstoß des Luftbefeuchters. Das half für einige Minuten, aber bald darauf traten erneut die bekannten Probleme beim Atmen auf. Ich sah jetzt keinen Sinn mehr darin, die Nachtwache zu rufen. Helfen konnte man mir bisher nicht wirklich. Das war alles „Flickschusterei“. Also quälte ich mich durch die restliche Nacht und erwartete sehnlichst den Morgen. Mein armer Nachbar tat mir leid, denn er verbrachte ebenfalls eine schlaflose Nacht, wofür ich mich am nächsten Tag bei ihm entschuldigte.

Nach der Morgentoilette wurde ich in den Rollstuhl gesetzt. Als ich aufrecht saß, fiel mir das Atmen leichter. Die krächzenden Töne hörte man immer noch, aber sie waren nicht mehr so laut. War das der Durchbruch?

Während der anstrengenden Krankengymnastik wurden die Töne wieder lauter, normalisierten sich danach relativ schnell. Ich war vorsichtig optimistisch.

In der folgenden Nacht wiederholte sich das Trauerspiel vom Vortage. Irgend etwas stimmte nicht mit den Atemwegen, die, das hielt ich für wichtig, jetzt doch unbedingt von einem Facharzt untersucht werden sollten.



Am Freitagmorgen, dem dritten Tag ohne Kanüle, fühlte ich mich schon vor Beginn der Therapien total schlapp. Kein Wunder, denn in der vergangenen Nacht hatte ich kein Auge zugemacht. Ich verzichtete nach den Anwendungen auf das Mittagessen und ließ mich statt dessen sofort ins Bett legen. Ich schlief gleich ein, wurde aber kurz danach von der Psychotherapeutin geweckt. Sie wollte sich von mir verabschieden, da sie ihren Weihnachtsurlaub antrat. Kaum war sie gegangen, stand schon die nächste Dame an meinem Bett. Diesmal war es die neue Stationsärztin, die sich unbedingt noch heute bei mir vorstellen wollte.

Da ich an diesem Nachmittag keine Chance mehr für eine Erholungsschlaf sah, ließ ich mich in den Rollstuhl setzen und hinaus in den Flur schieben.

Gegen 16.00 Uhr sah ich, wie eine Krankenschwester einen jüngeren Mann, der einen schwarzen Koffer mit sich führte, zu einem Patienten begleitete. Der kurzen Unterhaltung entnahm ich, dass der Herr mit dem Koffer ein HNO-Arzt der benachbarten Klinik sei. Bei dem hiesigen Krankenhaus war keine HNO-Abteilung eingerichtet.

Ich passte den Moment ab, als die Schwester das Zimmer verließ. Ich sprach sie an und bat darum, den HNO-Arzt, sobald dieser mit dem Patienten fertig sei, zu mir zu schicken. Nach einer Weile verließ der Arzt das Zimmer und kam tatsächlich zu mir.

Nach kurzer Begrüßung trug ich ihm leicht aufgeregt mein Anliegen vor, wobei ich während der Unterhaltung ständig nach Luft schnappte und krächzende Töne produzierte. Ich bat ihn, den inzwischen verschlossenen Luftröhrenschnitt und meinen Kehlkopf zu inspizieren.

Der HNO-Arzt verfolgte zwar aufmerksam meine Geschichte, lehnte aber meinen Wunsch ab, da ihm ohne das schriftliche Ersuchen des Früh-Reha-Arztes die Hände gebunden seien.

An dieser Stelle schaltete sich die sehr aufmerksame Krankenschwester ein und machte den Vorschlag, dass man den Untersuchungsauftrag schriftlich nachreichen werde. Dies habe man in Eilfällen schon öfter praktiziert.

Der Arzt war sofort einverstanden und zog sich mit mir in das naheliegende Stationszimmer zurück. Ihm waren die vielen unnatürlichen Töne aufgefallen. Er öffnete seinen kleinen Koffer und nahm ein Laryngoskop heraus. Das schlauchartige Ende des Geräts führte er über meine Zunge bis in den Rachen. Ich musste ein lautes und langes "iiiih..." sprechen. Trotz größter Anstrengung gelang es mir nicht, diesen Laut zu erzeugen. Er musste sich mit einem mühevollen, fürchterlichen Krächzen zufrieden geben. Der Arzt legte sorgenvoll die Stirn in Falten, packte das Untersuchungsgerät wieder sorgfältig ein und teilte mir seine Beobachtungen mit:

"Das GBS hat ihre Stimmbänder nicht verschont. *Beide Stimmbänder sind gelähmt.* Sie müssen sich das so vorstellen: der Luftspalt zwischen den beiden Stimmbändern ist normalerweise nur winzige Millimeter breit, damit bei der Ausatmung Töne erzeugt werden können. Je dichter die Bänder zusammen liegen, desto besser die Qualität der Töne. Da der Mensch einen Teil der Luft zum Reden, aber noch mehr Luft zum Atmen braucht, gehen die Bänder beim Einatmen automatisch trichterförmig auseinander, was ich bei Ihnen nicht erkennen kann. Bei körperlichen Anstrengungen gelangt viel zu wenig Luft durch diesen Engpass in die Lungen, was schnell zur Erschöpfung führt. Schon der kleinste Infekt macht diesen Engpass noch dichter, was schlimmstenfalls zum Erstickungstod führen kann. Wir müssen schnell handeln.